

Mehr oder weniger?

Wie viel tut gut?

Jede Firma ist heute bestrebt mehr Umsatz zu machen, weil mehr Verkäufe bedeuten mehr Geld und damit auch Macht. Auch die meisten von uns wünschen sich mehr Einkommen. Aber wozu eigentlich? Je mehr Besitz man hat, um desto mehr Dinge muss man sich kümmern, sollen sie nicht an Wert verlieren. Die heute weit verbreitete Anhäufung von Gütern wäre ohne technische Hilfsmittel gar nicht möglich.

Gäbe es Schiff, Bahn, Auto und Flugzeug nicht, würden wir mit dem Leben müssen, was in der Nähe (wenige km Umkreis) vorhanden ist. Gäbe es keine Lastautos und Kräne, sähen unsere Städte ganz anders aus, denn Hochhäuser setzen Kräne und später Lifts voraus.

Außer dem Segelschiff, dem wohl ältesten Verkehrsmittel, brauchen alle neueren Energie. Das begann bei Holz, ging über Kohle zu Öl und Erdgas und in Zukunft vielleicht zu Strom, der im Idealfall aus Sonnenlicht und Wind gewonnen wird. Dabei kann man als Faustregel sagen:

Je mehr Verkehr, desto mehr Energie- und Materialverbrauch, also Umweltbelastung.

Das bedeutet aber auch, je mehr Güter der einzelne Mensch zu brauchen meint, um so mehr belastet er die Umwelt. Angeblich legten die australischen Ureinwohner Dinge, die sie etwa zum Musik-machen der Umwelt entnahmen anschließend dankend zurück. Sie selbst haben keine Hütten und all ihr Besitz sind die Lendenschurze, sowie ein kleiner Beutel mit hilfreichen oder schönen Dingen, etwa ein Amulett. Wenn man bedenkt, dass sie in großer Hitze zu Fuß durch die Weiten des Kontinents streiften, wird klar, dass mehr Besitz, den sie hätten tragen müssen, unbequem und unklug gewesen wäre. Außerdem kannten sie offenbar das Land so gut, dass sie darauf vertrauten Nahrung und Wasser zu finden.

Unser auf „mehr“ ausgerichtetes Denken, das technische Hilfsmittel benötigt und von ständiger Sorge begleitet ist, ob man denn auch morgen noch genügend verdienen wird, um den Besitz zu erhalten, und deren auf möglichst wenig ausgerichtetes Leben voller Vertrauen in die ihnen vertraute Natur und ihre eigenen Fähigkeiten lassen sich kaum gegensätzlicher vorstellen.

Das Wissen über die Lebensgrundlagen in Australien dürfte Jahrtausende lang nahezu gleich geblieben sein, höchstens verstand man die Natur immer besser und konnte ihr um so mehr vertrauen. Bei uns dagegen verliert das Wissen immer rascher an Wert, weil wir meinen immer neue Technik einsetzen zu müssen, was zugleich ein Müllproblem der veralteten Technik schafft. Wer in den 60er Jahren seinen Führerschein machte, der wundert sich in einem modernen Auto über zig Knöpfe, die alle ihren Sinn haben, die man aber in den 60er Jahren gar nicht brauchte. Ähnlich ist es mit Fernsehen, BTX, Fax, Internet, Computer, Mobiltelefon, Smart-Phone und den damit nutzbaren Diensten. Die Geräte halten nur knapp länger, als die Garantie vorschreibt und die Betriebssysteme und Programme ändern sich sogar noch rascher, so dass das, was man

vor ein, zwei Jahren lernte, heute schon nicht mehr stimmt, oder nicht mehr so funktioniert, wie man das eigentlich erwartet. Auch gehört einem Manches, für das man bezahlt hat, gar nicht mehr. Sei es Software, sei es der Router, auf den der Anbieter jederzeit Zugriff haben will, um ihn auch anderen Menschen zur Verfügung zu stellen (W-Lan bei Unitymedia), wenn ich nicht widerspreche. Man wird zu ständigem Strom-fressenden Standby gezwungen.

Zudem muss man immer mehr Maschinen gehorchen, egal ob Bank-Automat, Fahrkarten-Automat, Parkschein-Automat, Flaschenpfand-Automat, automatische Kassen, oder beim Bestellen und Kaufen im Internet. Damit wächst aber auch unsere Abhängigkeit von Anderen und vor allem von Technik.

Sind Rolltreppen oder Lifts kaputt, oder bei Stromausfall, wird es für alle Alten und Gehbehinderten schwierig. Ist der Wartungstechniker krank, stehen Geräte so lange still, bis er wieder gesund ist, oder ein Kollege für ihn einspringen kann. Als der Mainzer Bahnhof vor einiger Zeit Tage und Wochen lang nicht von der Bahn bedient werden konnte, lag das am fehlenden Personal, nicht an der Technik. Wer – um zu sparen, oder um mehr zu verdienen – versucht die gleiche Leistung mit immer weniger Personal zu erhalten, der bringt nicht nur das Personal an seine Grenzen (Burn out, Erschöpfungsdepression), sondern er gefährdet das ganze Unternehmen, weil irgendwann die Grenze unterschritten wird, bis zu der die Kollegen den Ausfall eines oder mehrerer Kollegen noch auffangen können. Wenn diese Grenze überschritten ist, können Krankheit oder Urlaub (wie damals in Mainz) die gesamten Betriebsabläufe zu Stillstand oder durcheinander bringen.

Der Kunde spürt manchmal, wie angespannt die Mitarbeiter sind und vielleicht auch deren Sorge, dass etwas schief gehen könnte. Das heißt, ein Wirtschaften ohne ausreichende Reserven und ohne ausreichende Erholungspausen (z.B. in Krankenhäusern) schafft nebenbei auch ein **unbestimmtes Gefühl der Angst**, weil man als Kunde, als Benutzer nicht mehr sicher ist, dass man dem Unternehmen und seinen Mitarbeitern vertrauen darf, etwa ob die Bahn pünktlich ist. Wenn die Bahn jetzt Lokführer innerhalb von 10 Monaten auf die Strecke schicken will, dann mag das vielleicht im Regelbetrieb gut gehen, aber wehe es kommt zu einer Störung, bei der man umfassendere Kenntnisse haben müsste, dann kann die raschere Ausbildung zu katastrophalen Fehlern führen, wie sie sonst nur geschehen, wenn sich Mitarbeiter über Richtlinien hinwegsetzen.

Auch alte routinierte Autofahrer machen auf ihren gewohnten Strecken meist keine Fehler. Erst, wenn etwas Unvorhergesehenes geschieht, was ihre Routine überfordert, kommt es zu Unfällen. Man kann daher vielleicht überspitzt sagen:

Besitz besetzt und macht Sorgen; weniger Besitz befreit von einigen Sorgen und macht freier.

Dabei hat der Einzelne den Vorteil, dass er wählen kann, wie er leben möchte. Natürlich drängt ihn seine Umwelt zu bestimmtem Verhalten, aber mit etwas Mut kann man auch dankend ablehnen. Der Arme hat weniger Wahlmöglichkeiten, als der Reiche, aber die Armut – so wie sie Franz von Assisi lobte – kann eben auch eine gewisse Freiheit bedeuten, die dem Reichen nur schwer vermittelbar ist. Wer keinen Swimmingpool hat, der braucht ihn auch nicht putzen, desinfizieren, das Wasser filtern usw. Es ist amüsant zu sehen, wie in den Vierteln der Reichen im

Laufe der Jahre auf Luftbildern manches Schwimmbecken verschwindet und zu einer Grünfläche wird.

Auf der Ebene von Gemeinde, Land und Staat führt unser westliches Denken, das „**immer mehr**“ bevorzugt, zu immer mehr Folgekosten, für die immer mehr Steuergelder, oder Schulden heran gezogen werden müssen. Wo in den 50er, 60er Jahren noch Gärtnereien waren, bei denen man frischen Salat, Gemüse oder Früchte einkaufen konnte, stehen heute Gebäude und Lastwagen fahren diese Waren immer weiter aus dem Umland in die Stadt, wo es niemals so frisch sein kann, wie ein Rettich, den der Gärtner vor den Augen des Kunden aus dem Boden zog.

Auch die Hausgärten, vor dem Haus eher Zierpflanzen, hinter dem Haus der Nutzgarten mit Obstbäumen, Beerensträuchern, Salat, Radieschen, Rhabarber etc. haben sich gewandelt: Vor dem Haus entstanden Parkplätze, hinter dem Haus Wiesen, die ein automatischer Rasenmäher kurz hält, weil man selbst keine Zeit mehr für Gartenarbeit hat, ja auch nur ganz selten auf Terrasse oder Balkon sitzt. Dafür fährt man dann zum Einkaufen mit einem Auto, das eigentlich für den Stadtverkehr zu groß ist (SUV = Stadt-Unbrauchliches-Vehikel) und anschließend weiter zum Fitness-Studio, weil man unbedingt etwas für seinen Körper tun muss, seit der im Alltag nicht mehr genügend gefordert wird. Und ständig ist man gehetzt und in Sorge, was man verpasst, oder ob man das, was man eigentlich für richtig hält, nicht mehr schafft.

Kann man aus diesem Hamsterrad entkommen? Ja, aber es ist nicht einfach, weil man sein ganzes Leben lang so gelebt hat, denn man müsste eine Wende um 180 Grad machen, von „immer mehr“ zu „**immer weniger**“, bis man an dem Punkt ist, wo man sich mit einigen wenigen, aber erlesenen und dauerhaft haltbaren Dingen, zu denen man auch eine Beziehung haben kann, wohl fühlt. Dazu muss man sich früher oder später vom größten Teil der elektronischen Spielzeuge trennen, die mit ihrer kurzen Lebensdauer viel Geld in kurzer Zeit in umweltbelastenden Müll verwandeln. Man muss ganz anders einkaufen und wirtschaften. Man kann auch Vieles selbst machen und sich an den eigenen Fähigkeiten erfreuen. Man kann einen Teil der Lebensmittel selbst im Garten erzeugen. Oder man kann zumindest die Lebensmittel kaufen, die in der Jahreszeit eigentlich verfügbar und deshalb preisgünstiger sein sollten, um unnötige Transporte zu vermeiden.

Wie weit man da geht, oder im Laufe der Jahre kommt, muss man selbst heraus finden. Aber mit „immer mehr“ überfordert man früher oder später unseren Planeten. Mit „immer weniger“ dürften noch viele Jahrzehnte lang Menschen zufrieden, glücklich und damit auch friedlich zusammenleben können. So einfach ist es, mehr oder weniger.